



Datum: 31.07.2023

Autoren: Marius Huber (text), Annick Ramp (bilder)

Wie Förster Zürichs Wälder schützen

MARIUS HUBER (TEXT),
ANNICK RAMP (BILDER)

Wälder müssen umgestaltet werden, damit Grossfeuer nicht ausbrechen können. Am Üetliberg passiert genau das

Luana Maggetti ist 52-jährig, Konstrukteurin von Beruf – und im Nebenamt Chefin jener Feuerwehreinheit, welche die Stadt Zürich vor einer Feuerwand schützen müsste, wenn der Wald am Üetliberg in Flammen stünde. Aber sie ist auch eine Frau, die eine klare Vorstellung davon hat, wo die Grenzen des vertretbaren Risikos liegen.

Kurt Hollenstein ist Maggetti nie begegnet, aber er hat so eine Ahnung. Er stellt seinen Wanderschuh nah an den Abgrund der Fallätsche, eines jähren Felstrichters hoch über Zürich, beugt sich vor und weist hinab auf die bewaldeten Hänge, die nahtlos in die Ausläufer der Stadt übergehen. Ein natürlicher Kamin. Dann stellt er die Frage in den Raum, die sich vor ihm niemand ernsthaft stellen musste: «Würde ich als Feuerwehrkommandant meine Leute hier reinschicken, wenn es brennen würde?» Hollenstein schüttelt nachdenklich den Kopf. Er ist zwar nicht bei der Feuerwehr, aber über Waldbrände weiss er Bescheid: Als Kantonsforstingenieur ist er quasi der Schirmherr aller Zürcher Fichten, Buchen und Eichen. Er bezeichnet sich augenzwinkernd als Schreibtischtäter, gehört aber zu jener zupackenden Sorte, die auch im Feld eine gute Figur

abgibt. Seine Prognose: Man müsste die Fallätsche wohl brennen lassen, die Stadt würde womöglich tagelang in eine beissende Rauchwolke gehüllt.

Der 57-Jährige erzählt von einem Feuer in einem ähnlich unzugänglichen Kessel. Mitte der neunziger Jahre war das, im US-Gliedstaat Colorado. 14 Feuerwehrmänner kamen damals ums Leben, weil der Wind unerwartet gedreht hatte. «Und das waren Profis mit viel Erfahrung in der Waldbrandbekämpfung.» Hollenstein spricht es nicht aus, aber: Der hiesigen Feuerwehr, obwohl gut aufgestellt, fehlt es daran.

Im Kanton Zürich wurden erst vor wenigen Jahren fünf Waldbrandbekämpfungsstützpunkte eingerichtet, auf Betreiben der Gebäudeversicherung. Deren Chefs holten sich zwar Tipps von den Bündner Kollegen, die regelmässig gegen brennende Wälder kämpfen. Und Maggettis Leute, die in Affoltern am Albis stationiert sind, haben danach in Steg im Tösstal an einem steilen Hang Stroh angezündet und geübt, wie man mit Löschrucksack und Spezialwerkzeugen gegen kleinere Glutnester vorgeht. Doch Ernstfälle gab es bislang: null.

Brandschneisen anlegen

Dass es dabei bleibt, ist unwahrscheinlich. Auch nördlich der Alpen werden wegen zunehmender Hitze und Trockenheit künftig bedrohliche Waldbrände auftreten, wie man sie im Wallis, im Tessin, in Kanada oder in Griechenland kennt. Dies steht laut einem Bericht des Bundesrates ausser Frage.

Im Kanton Zürich hat der Wald in den letzten zwanzig Jahren öfter gebrannt als zuvor. Am häufigsten im Hitzesommer 2003 sowie im Pandemiefrühling 2020, als es während des Lockdowns viele Menschen in die damals ungewöhnlich trockenen Wälder zog. Dies geht aus der Datenbank Swiss Fire der Eidgenössischen Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft hervor. Die meisten Ereignisse waren überschaubar. Grössere Brände wie jener in Bauma im Jahr 2008, ausgelöst durch einen 88-Jährigen, der ein Wiesenbord abbrennen wollte, sind bis jetzt die Ausnahme. Ein Rapport zu jenem Vorfall zeigt aber, dass der Einsatz im gefährlichen Gelände die lokale Feuerwehr rasch an ihre Grenzen brachte.

Im Bericht des Bundesrates steht die konsequente Mahnung, es werde bei uns zu stark auf die Bekämpfung von Bränden fokussiert, die bereits ausgebrochen sind. Stattdessen müsse man die Wälder so umgestalten, dass es erst gar nicht erst zur Katastrophe kommen kann. Und hier kommen Hollensteins Leute ins Spiel.

Der Bericht empfiehlt die gleichen Mittel zum Zweck, zu denen auch Fachleute aus leidgeplagten Ländern wie Kanada immer wieder raten: Monokulturen durch Mischwälder ersetzen. Auf Arten setzen, die dem Feuer widerstehen können. Künstliche Brandschneisen anlegen, die eine Ausbreitung verhindern. Gezielt kleinere Feuer legen. Totholz aus dem Wald räumen. Büsche abholzen, von denen die Flammen in die Kronen der grossen Bäume überspringen können – denn wenn einmal ganze Bäume brennen, kann man nichts mehr machen. Das Problem: Solche Ratschläge mögen nachvollziehbar klingen, aber sie stehen zum Teil in eklatantem Widerspruch zu anderen Anliegen.

Datum: 31.07.2023

Autoren: Marius Huber (text), Annick Ramp (bilder)



Der trockene Frühsommer hat im Wald Spuren hinterlassen.



Kurt Hollenstein (links) und Corsin Riatsch.



Nach einem Holzschlag wird ein Teil des Holzes für die Biodiversität liegengelassen.



Nadelwald-Monokulturen werden in Zürich nicht mehr ersetzt, auch wenn die Holzwirtschaft Fichten bevorzugt.



Wald und Stadt gehen hier nahtlos ineinander über: Blick von der Fallätsche beim Uetliberg Richtung Zürich.

Corsin Riatsch, ein 34-Jähriger Bündner mit Stoppelbart und robuster Arbeitskleidung, hält seinen weissen Mitsubishi auf einem Forstweg an und geht zu einem toten Baum, der auf Kopfhöhe statt am Boden abgesägt wurde. «Wir lassen nach dem Holzschlag immer etwa 10 Prozent im Wald zurück», sagt er. «Für die Tiere, die Biodiversität.»

Die Aufschrift auf seinem blauen Baseball-Käppi macht klar: Riatsch hat hier das Sagen. Er ist Revierförster auf der Buchenegg, einer Passhöhe, die vor allem Zürcher Velofahrern ein Begriff ist. Und die Förderung der Artenvielfalt ist eines der gesetzlich verankerten Ziele, die er verfolgt. Er zählt sie alle auf – Brandprävention gehört nicht dazu. Rund um eine Feuerstelle möge es vielleicht Sinn ergeben, brennbares Material zu entfernen, sagt er, aber doch nicht hier.

Fichte leidet unter Hitzestress

Kurt Hollenstein, Riatschs Vorgesetzter, steigt ebenfalls aus dem Wagen. Ein ähnliches Problem wirft seiner Ansicht nach die Sache mit den künstlich angelegten Brandschneisen auf. Denn hierzu müsste auf grosser Breite der ganze Wald plattgemacht werden. Hollenstein weiss, wie sensibel viele Menschen nur schon reagieren, wenn einzelne Bäume gefällt werden, und dieses Wissen hat ihn zum Diplomaten werden lassen: «Ich denke nicht, dass diese Lösung opportun ist, solange wir noch kein akutes Problem haben.» Doch dann warten die beiden Forstfachleute mit einer Pointe auf: Trotz allem sei die Brandprävention in Zürich längst im Gang – als unbeabsichtigter Nebeneffekt einer anderen Entwicklung.

Riatsch führt in ein Stück traditionellen Nutzwalds. Während die Vegetation im Naherholungsgebiet um den Üetliberg-Aussichtsturm auffallend vielfältig ist, stehen hier fast nur Fichten, wie sie nach dem Zweiten Weltkrieg manchmal in Reih und Glied gepflanzt wurden. Weil: schnelles Wachstum und gerade Stämme gleich maximaler Ertrag. Ein solcher Wald wirft tonnenweise brennbares Material auf den Boden und kann explosionsartig in Flammen aufgehen. Den beängstigenden Effekt hat man in dichten Nadelholzbeständen nördlicher Breiten gemessen. «Eine solche Feuerwalze setzte dort auf einer Breite von gerade einmal zehn Metern eine Leistung von 1000 Megawatt frei, was jener

eines AKW entspricht», sagt Hollenstein. «So was muss man gar nicht mehr versuchen zu löschen.»

Die gute Nachricht: Nadelwald-Monokulturen sind in Zürich passé. Die hiesigen Wälder befinden sich mitten in einem kompletten Umbau, da die Fichte

«In solch gefährliches Gelände schicken wir keine Leute – da brauchte es im Ernstfall einen Helikopter wie im Wallis.»

Luana Maggetti
Feuerwehrfrau

mit ihren flachen Wurzeln wegen des Klimawandels unter Hitzestress leidet. Sie wird von Sturmböen umgeworfen und fällt dem Borkenkäfer zum Opfer. Revierförster Riatsch tritt auf eine weite Lichtung, wo genau dies passiert ist. Ein Teil der freien Fläche wurde sich selbst überlassen. Hier ist alles von einer erstickenden Schicht Brombeeren überzogen. Diese lieben den Nadelstreu, den die Tannenbäume hinterlassen haben. Aber da und dort erkennt man die nächste Generation junger Fichten, die sich durchgekämpft hat. Der Zyklus würde sich wiederholen – und das will niemand.

Auf einem anderen Teil der Lichtung hat Riatschs Team deshalb die Brombeeren mitsamt dem Streu aus alten Nadeln abgeschürft und den Wald der Zukunft gepflanzt. Kastanien, wie man sie bisher vor allem im Süden kannte, kombiniert mit Eiben und anderen lokalen Arten. Alles von hohen Zäunen umgeben, um die jungen Triebe vor Reh und Hirsch zu schützen. Das ist viel Arbeit und ein Experiment, das Jahrzehnte dauern wird. Aber der Revierförster ist zuversichtlich. Er streicht mit der Hand liebevoll über den Boden und entdeckt auch ausserhalb der Einhegungen Schösslinge von fünf verschiedenen Arten, erst wenige Zentimeter hoch. «Es kommt wirklich viel!» Die Holzindustrie verlange zwar immer noch grossmehrheitlich nach Fichtenholz, aber kaum jemand wolle seinen Wald noch danach ausrichten.

Das bestätigt der Verband der Zürcher Waldeigentümer, dem viele private Eigentümer angehören. Sie haben in

Zürich viel Gewicht: Von den rund 30 Prozent des Kantons, die bewaldet sind, gehört mehr als die Hälfte Einzelpersonen und Waldkorporationen.

Vielfalt reduziert Ausfallrisiko

Für Kurt Hollenstein ist die Umstellung nur logisch: «Wir wissen noch kaum, wie weit sich einheimische Bäume an die neuen Bedingungen anpassen können, aber wir wissen: Durch Vielfalt reduzieren wir das Ausfallrisiko – und gleichzeitig auch jenes von verheerenden Waldbränden.» Kurz: Die Anpassung an den Klimawandel hilft auch gegen grosse Feuer. Hollenstein hält es für unnötig, Exoten anzupflanzen wie den nordamerikanischen Mammutbaum, obwohl dieser dank seiner dicken Borke den Flammen widerstehen kann. Auch einheimische Laubbäume könnten dies schaffen, sofern sie nicht einer explosiven Branddynamik ausgesetzt seien, wie sie in Nadelwäldern entsteht oder dort, wo Büsche Kronenfeuer begünstigen. «Es hängt also vieles von der Bewirtschaftung ab.»

Eine spezielle Frage wirft daher aus Zürcher Optik der Sihlwald auf, ein Naturschutzgebiet in Stadtnähe, das seit über zwanzig Jahren nicht mehr bewirtschaftet wird und wo entsprechend viel Brennmaterial stehen und liegen bleibt. Wie sich ein Brand dort entwickeln würde und wie darauf reagiert werden müsste, ist offen. Auf der vorderen, dem Zürichsee zugewandten Seite der Albiskette ist der Fall für Hollenstein hingegen klar. Er blickt wieder hinab in die Tiefe des Fallätsche-Kessels: Hier brauche es einen möglichst lichten Laubbaum-Bestand, der wenig feueranfällig sei, sagt er. Sonst bestehe nach mehrwöchigen Trockenperioden die Gefahr, dass ein Waldbrand kaum kontrollierbar wäre.

Diese Vorsorge ist ganz im Sinn von Oberleutnant Luana Maggetti. Denn die Feuerwehrfrau, die für die Brände am Üetliberg zuständig ist, bestätigt am Telefon Hollensteins Vermutung: «In solch gefährliches Gelände schicken wir keine Leute – da brauchte es im Ernstfall einen Helikopter wie im Wallis.» Genau so steht es auch in der Weisung der kantonalen Gebäudeversicherung für die Zürcher Waldbrandbekämpfung. Dort steht aber auch: «Eine Garantie, dass Löschhelikopter in den Einsatz gebracht werden können, besteht nicht.»